

Beate Rothmaier

Atmen, bis die Flut kommt

Beate Rothmaier

ATMEN,
BIS DIE FLUT
KOMMT

ROMAN

Deutsche Verlags-Anstalt

Für Micha

Die um zu reisen sich auf das Wasser begeben,
sehen das Land und nicht ihr Gefährt sich bewegen.

MATHURIN RÉGNIER, SATIREN

Den Buckel mit birkenem Pinsel blau bemalen.

GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG, SUDELBUCH

SPLASH PAGE

PANEL 1. Establishing Shot von schräg oben. Im Vordergrund sitzt Konrad am Zeichenbrett und beendet seine neue Graphic Novel. Der Raum ist dunkel bis auf den Lichtkegel der Fluorlampe, die an einem Schwenkarm den Zeichentisch beleuchtet. Im Zimmer verstreut liegen Skizzen, Comichefte, Papierstöße, auf der Zeichenplatte Stifte, Federhalter, Tuschen, Handfeger, Radiergummi, Reißschiene, Schere, Papiermesser. Im Hintergrund sehen wir schemenhaft über den Flur in Lios Zimmer; sie liegt in ihrem Bett und schläft.

LOGO: ATMEN, BIS DIE FLUT KOMMT

BILDÜBERSCHRIFT: ZÜRICH, APRIL 2011

FX: CHCH ... CHCH ...

PANEL 2. Im Nebenzimmer. Unter der Decke sind die Umrisse von Lios rundem Körper zu erkennen. Sie wälzt sich herum, spricht im Schlaf.

LIO: SCHLAF SO GERN.

FX: ... SEUFZ ...

LIO: IMMER

PANEL 3. In der dunklen Küche. Konrad vor dem geöffneten Kühlschrank, eine Bierflasche in der Hand, trinkt.

FX: GLCK ... GLCK

PANEL 4. Auf dem Rückweg in sein Arbeitszimmer nimmt Konrad ein paar Besteckteile, eine Gummiente und

einen mit Schnur umwickelten Stapel Ansichtskarten und packt alles in die einzige noch offene der Umzugskisten, die sich überall stapeln.

PANEL 5. Konrad, wieder am Zeichenbrett, macht letzte Verbesserungen. Speedlines, Schattierungen, Konturen. Nahaufnahme von Konrads Hand und Ausschnitt seiner Zeichnung: das Innere eines dunkelroten Volvo.

Ein Mann, ein Mädchen, es hält ein Seepferd im Arm. Sie fahren nach Norden. Scharfes Frühlingslicht, klar und sehr hell. Fest umrissen die Konturen der Gebäude, der hellgrünen Bäume, der Landschaften. Rundumblick unter einem blassblauen, an den Rändern ins Weiße verlaufenden Himmel, flache Wolkenstreifen darin. Der Wagen verlässt die Autobahn, noch fünfzig Kilometer bis Rekowo. Lio singt.

SCRIBBLING

1 An einem leuchtend blauen Novembermorgen beschließe ich, mein Kind wegzubringen.

Paule ist schon vor langer Zeit dazu bereit gewesen, hat es ja auch gemacht, bei mir aber dauerte es siebzehn Jahre bis zu der schockhaft gewonnenen Einsicht, dass es so nicht weiterging, dass ich nicht noch einmal würde von vorn beginnen können, dass das ganz sicher keinem Menschen zuzumuten war, bis ich diesen Entschluss fassen und wahr machen konnte. Nichts wird ihn mehr umstoßen. Sie oder ich. So einfach ist das.

»Muss ich nicht zur Schule?«, fragt sie, als ich sie wecke und ihr sage, wir würden eine Reise machen. Sie versteht nicht, schließlich sind keine Ferien.

»Das macht nichts. Du hast frei«, lüge ich und ziehe den Reißverschlussfeiserschluss am roten Rollkoffer zu. »Ich will mit dir ans Meer fahren. Sehen, wie es schneit.« Sie blickt mich an, als wäre nicht sie mein Kind, sondern ich das ihre, und starrt ein Weilchen vor sich hin. Dann geht sie ans Fenster um nachzusehen, ob es schneit. Der Himmel ist grellblau mit einem Stich ins Grüne, ein böiger Wind bläst Papierschnipsel und eine geblähte Tüte über den Asphalt.

»Kein Schnee.« Sie setzt sich wieder aufs Bett und bleibt mit rundem Rücken hocken.

»Eben. Darum fahren wir nach Norden. Ans Meer. Dort schneit es.« Kurze Sätze. Klare Sätze. Eindeutigkeit. Lang-

sam steigt sie in ihre Kleider, zieht die Stiefel an, setzt sich die himbeerrote Mütze auf.

»Die Jacke, Lio. Nimm die warme. Die grüne Winterjacke.« Keine Frage, kein Widerstand.

Auf der Treppe schiebt sie ihre warme und so erstaunlich weiche Hand in meine. Sie steigt ins Auto, schnallt sich an und wartet still, bis ich das Gepäck verstaut und den Müll weggebracht habe.

Anfahren, abbremsen, runterschalten. Montagmorgen, zehn vor acht. Ich taste nach den Knöpfen des Radios, trommle mit den Fingern aufs Lenkrad. *Rexona hat die Glöckli a Fraue verteilt – so händs gmerkcht, wie viel sie sich beweget.* Der Verkehrsfunk meldet Staus und Stockungen bis ans Brüttseller Kreuz.

Alles muss sich ändern, jetzt sofort. So schnell wie möglich auf die Autobahn, die uns wegführen wird, dahin, wo das Mädchen bleiben soll. Im Schneetreiben. Am Meer. Jedoch. Schon stecken wir im Berufsverkehr auf der Quai-Brücke fest, links die Limmat, rechts der See und hinter mir das Mädchen, das sich jetzt aufrichtet mit zerdrücktem Haar und aus dem Seitenfenster aufs Wasser schaut, das zufriedene Gesicht glänzend vor Freude über diesen besonderen Morgen. Sie lächelt nicht. Sie vertraut mir.

Ich drehe das Radio aus und folge Lios Blick nach Süden. Auf der spiegelnden Fläche des Sees kleben zwei Schwäne und ein Fischerboot wie eine reglose Kinderbastelei vor den so nah gerückten Bergen. Jeder Zacken, jedes Eisfeld, jeder Grat ausgestanzt aus einem weißlich blauen Himmel, als wollten sie von unseren ungeübten

Städterhänden betastet werden, als wollten sie sich einprägen in Haut und Körperoberflächen. Über der Alpenkette reißen blasse Schlieren von einer Wolkenhaube, driften in die Höhe, während die Welt stillsteht, kein Hauch die glänzende Wasserfläche kräuselt. Scharfes Licht schneidet die Augäpfel. Das Föhnfenster steht offen.

Anhaltendes Hupen, der Montagmorgenschleichverkehr setzt sich wieder in Bewegung, ich lasse die Kupplung kommen und den Wagen bis zum nächsten Rotlicht rollen. Wind schüttelt die leer gefegten Platanen am Seeufer, riffelt das Wasser zu kleinen schnellen Wellen, färbt es zinngrau, dann tintenschwarz, setzt ihm hastige Schaumkronen auf, während der Himmel sich verdunkelt, als wollte es wieder Nacht werden. Ausnahmezustand. Der wilde Föhn, der zahme Föhn, der Dummerföhn. Meteorologischer Sonderfall, denke ich. Trüb der Norden, grell der Süden, gläserne Luft und Windstille, bevor die Böen los-toben, der Föhn zusammenbricht, der Regen einsetzt. Ausnahmezustand, der nur kurze Zeit bestehen kann, bevor eine Änderung eintritt, unweigerlich, bevor eine Rückkehr zur Normalität passiert oder, das will ich mir nicht eingestehen, die Ausnahmesituation ihrerseits zur Normalität gerinnt und, gefährlich jetzt, der Sturmwind des Wandels Bäume knickt, Dächer abdeckt, Funken aus den Öfen bläst und eine Feuersbrunst entfacht. Wilder Föhnwind heult, wimmert, wirbelt dürres Herbstlaub, lässt eine Staubsäule über der Straße stehen, schlägt Fensterläden. Das Ungebärdige des Abnormen. Noch bevor das Föhnfenster sich schließt und der Blick sich wieder verengt auf die Gesteinsbrocken der Häuserzeilen, die Geröllhalden in

den Gesichtern der Passanten, trete ich aufs Pedal, lasse die alte Karre vorwärtsspringen, um zwei Wagenlängen weiter vorn mit abgewürgtem Motor wieder zu stehen. Rote Ampel. Grauer Alltag. Keine gute Idee, die Reise an einem Montagmorgen zu beginnen.

Ich stelle mir vor: Dessau, Berlin, Stettin. Das Kind stiefmuttergleich in den Urwald einer Großstadt stellen, unter einem gemurmelten Vorwand weggehen und, unauffällig zunächst, dann hastig das Weite suchen. Oder aber, es weggeben, aussetzen in der Natur wie ein Tier, eine nicht lebensfähige Kreatur. Und zurückschlüpfen in ein ganz normales Leben. Vakuum im Hirn, Schwärze, Gedankenstille. Da kommt nichts mehr. Mein Denken wird, wenn nicht angehalten, so doch überwältigt von der Aussicht auf eine dumpfe, dumme, alltägliche, eintönige Existenz, ein mittleres Leben, das nichts mehr braucht oder fragt, das einfach ist. So ein kleines unscheinbares Leben scheint mir jetzt gerade recht. Dem alten Lied aus Selbstbedauern und Wehleidigkeit ein Ende setzen und auch dem geheimen Adel des Auserwähltseins, diesem ›Das eben zeichnet die Besten aus‹.

Worauf es jetzt ankommt, ist Geschwindigkeit. In Bewegung bleiben, schnell und schneller fahren, endlich wieder rasche Entschlüsse fassen, sie ohne zu zögern umsetzen, zielstrebig sein, in unhinterfragtem, routiniertem, eiligem Tun, das jeder kennt, das alle verbindet, es sei denn, sie sind winzig noch oder schon uralte oder eben blöde wie wir. Stattdessen Staus und Stockungen und eine Hemdchenplastiktüte, die im Föhnwind kreiselt, rote Welle quer durch die

Stadt und die Ameisen des Zweifels, die schon jetzt durch mein Hirn eilen auf der Suche nach Lücken und Spalten in der Gewissheit meines plötzlichen Entschlusses.

Ein glänzendes Band, diese Blechschlange, die sich über die Hochbrücke wälzt, über die sich verschränkenden und wieder lösenden Stahlstränge der vom Stecken-gewirr der Strom- und Signalmasten begleiteten Geleise. In der Autoschlange das Mädchen und ich im Stillstand, während unter uns die S-Bahnen und Fernzüge in den Hauptbahnhof zischen oder aus ihm herausstoßen. Wir schieben uns im Kriechgang von der Brücke und den Hang hinauf, der Autobahn zu. Drängerei und ungedul-dige Spurwechsel, sobald sich in der stockenden Kolonne Lücken öffnen, raumverdrängendes Fahrgebaren schwar-zer Panzerlimousinen. Weiße Lichteraugen der entgegen-kommenden Fahrzeuge, ein festgefahrener Blechwurm, auch sie. Die Fenster der rußgeschwärzten Fassaden halten die Rollladenlider halb geschlossen. Selbst in der Zähflüs-sigkeit dieses Montagmorgens wirkt mit Ungeduld die Welt des Geschwinden, Flinken, Wuseligen, der ich nicht mehr angehöre. Wegen ihr. Wegen Lio. Ohne dass ich es bemerkt hätte, war ich zusammen mit dem Kind aus dem Effizienzstreben der Eilwelt herausgefallen, und als ich es bemerkt hatte, ließ es mich zunächst ungerührt. Maß-stäbe, die für einen selbst nicht mehr gelten, berücksichtigt man nicht mehr, nimmt sie nicht einmal mehr wahr. Es kommt vom Kind, hab ich mir zuerst gedacht, diese Nicht-zugehörigkeit. Besonders für einen Vater, der das Mutter-sein probiert und sich tastend darin einrichtet. Einrichten

muss. Es ist ja nichts mehr gegangen wie bislang, nichts hat sich in mein bestehendes Leben eingefügt. Nichts hat sich mit zärtlichem Griff ineinander verschränkt, nichts hat ohne Weiteres geklappt, vor allem nicht die alltäglichen Routinen, zu denen doch jedes Zusammenleben gravitiert. Vom Wickeltisch bis zum Gang in den Supermarkt, von den durchwachten Nächten, den vielen Stunden des Umhergehens mit dem schreienden Bündel auf dem Arm, von den erbrochenen Milchpfützen und gelb verkackten Windeln, dem süßen Geruch am verschorften Flaumhaarschädel, von der Keule der ungebetenen Ratschläge aus der rot-weiß geringelten Welt der Hochleistungsmütter fehlte nichts – und nichts hatte mit einem Leben zu tun, wie ich es bis dahin gekannt hatte. Wie wir beide, Paule und ich, es bis dahin gekannt hatten. Paule hat sich in den wenigen Wochen, die sie noch bei uns war, unentwegt daran gerieben und gestoßen, sie hat sich verweigert und ist schließlich gegangen. Einfach so.

Der vor mir bremst, zieht los, schert aus, fädelt sich vor mir wieder ein, bremst mich aus, ich zerdrücke hässliche Worte zwischen Zunge und Zähnen, »Was hast du gesagt?«, fragt es augenblicklich von der Rückbank.

»Nichts«, sage ich und sehe sie im Rückspiegel lächeln. Himmelherrschaft, fahren will ich. Und lächle ebenfalls. Schlote blasen Rauchschwaden verbrannten Abfalls in den Morgen, die Spange des Autobahnzubringers auf Stelzen biegt sich über die Fahrbahn, windet sich um sich selbst und verliert sich unter uns. Hupen. Zwei Frauen mit sehr weißen Zähnen dichtauf. Sie fuchteln. Die Autobahn verbreitert sich auf vier Spuren, wir nehmen Fahrt auf, eine

Absperrung drängt uns wieder zusammen und zwingt uns zurück ins Schritttempo. Lio lehnt an der Scheibe mit offenem Mund. Die Frauen schieben sich in Zeitlupe vorbei, in weiß geränderter Fingernagel zeigt auf uns, sie reden was, lachen. Baumaschinen mit Greifarmen bearbeiten den Bewuchs des Mittelstreifens, wühlen im Laub niedriger Hecken, Geruch von geschnittenem Grünzeug und Diesel. Endlich sind wir auch daran vorbei, und alles beginnt zu wuseln. Ich setze den Blinker, wechsele ganz nach links und trete das Gaspedal durch. Blank poliert die Landschaft vor mir, knarrendes Schnarchen hinter mir. Ich stelle mir mein Leben ohne das Mädchen vor. Dass ich einzeln sein würde, dass ich in der Menge verschwinden würde. Ein vages Bild der Unscheinbarkeit. Ich werde den Fuß nicht mehr vom Gas nehmen, bis ich das Meer riechen kann.

2 Als Paule aus Paris zurückkam, hatte sie das Kind nicht mehr bei sich. Ich saß am Zeichenbrett und hörte, wie die Wohnungstür ging, wie sie den Schlüssel ablegte, in ihrem Zimmer verschwand und die Tür hinter sich schloss. Nach einer Weile fiel mir die Stille auf, und da dachte ich, dass es am Kind liege, dass es schlafe, vielleicht. Erst als ich Stunden später zu ihr ging, bemerkte ich, dass Paule allein war. Dass das Kind weg war.

Sie lag auf dem Bett und starrte an die Decke.

»Wo ist die Kleine?«, fragte ich. »Was hast du mit dem Kind gemacht?« Paule gab keine Antwort, und ich sah mich im Zimmer um, als könnte ich es in einer Ecke oder unter dem Schrank finden. Unser Kind war weg, und ich hatte das Gefühl, ich müsste angstvoll oder besorgt sein, doch was ich empfand, war lediglich ein dumpfes Ziehen unter dem Brustbein, das man auch Erleichterung hätte nennen können.

Es war ein kühler Maiabend, vor dem Fenster regnete es, und unten auf der Straße ging die rosa Wolke mit wiegenden Hüften auf und ab. Sie trug wie jeden Abend ihre Arbeitskleidung, eine pinkfarbene Jacke aus Kunstfaserpelz, Absatzstiefel aus Lackleder und Netzstrumpfhosen. Über die Schultern rieselte das blonde Haar ihrer Perücke. Als sich ihr silbergrauer Regenschirm zum dritten Mal unter den Platanen am Ende ihres Laufstegs verlor, setzte ich

mich zu Paule aufs Bett und nahm ihre Hand, die den Druck nicht erwiderte. Es war still zwischen uns. Die Straßenlampe warf orangefarbene Lichtstreifen auf den Boden.

»Sag schon, wo ist das Kind?« Verwundert hörte ich den drohenden Unterton in meiner Stimme. Paule lag stumm wie eine Steinfigur auf einem Sarkophag, selbst ihre Atemzüge waren nicht zu hören, und in der Stille ihrer ungesagten Erleichterung konnte ich am kaum zu vernehmenden Klicken der Wimpernkränze hören, wie sich ihre Lider öffneten und schlossen. Plötzlich kam die Angst. Vom Steißbein ausgehend, stieg sie wie ein Wasserpegel, überspülte die Eingeweide, erreichte die Lungenflügel, füllte den Brustraum, zwängte sich durch den engen Trichter der Kehle und presste mir das Gehirn zusammen. Ich packte Paule und rüttelte ihren mageren Körper.

»So rede schon, sprich mit mir. Was ist passiert? Was hast du getan?«

Es klopfte hinter meinen Augen. Paule sah mich nicht an. Sie starrte an die Decke, und ein dünnes Lächeln kräuselte sich in einem Mundwinkel, das war alles.

Wütend sprang ich hoch, riss das Fenster auf und beugte mich hinaus in den Regen. Im Haus gegenüber gingen hinter den Scheiben Menschen umher, gestikulierten und sprachen miteinander oder mit der Birkenfeige, während sie sie wässerten. Von meinen Fensterausblicken kannte ich sie alle, doch auf der Straße grüßten wir einander nicht. Zwischen den Platanen glänzte der nasse Asphalt. Die rosa Wolke stieg aus dem Auto eines Freiers und stöckelte wankend über den Gehsteig.

Lio war erst vier Wochen alt, als Paule mit ihr nach Paris fuhr, angeblich um Freunde zu besuchen: Du kennst sie nicht. Angeblich um Abstand zu bekommen: Ich muss mal raus hier. Sie steckte das Baby ins Tragetuch und wandte mir den Rücken zu, damit ich die Bänder verknotete. Mach mal. Jetzt, eine Woche später, war sie zurück. Lag allein im dunklen Zimmer und sprach nicht.

Ich rannte hinaus und durchwühlte ihre Handtasche auf der Suche nach ihrem Kalender. Notiz- und Einkaufszettel flogen mir entgegen, während ich durch das zerfledderte Adressverzeichnis blätterte auf der Suche nach irgendwelchen Leuten in Paris. Drei Telefonnummern rief ich an. Unter der ersten Nummer meldete sich eine Männerstimme, die angab, Paule nicht zu kennen, bei der nächsten meldete sich ein Club oder Restaurant, der dritte Anruf klingelte ins Leere, bis ich den Hörer schließlich wieder auflegte. Bei dieser Nummer stand eine Adresse. Immerhin. Der wiegende Schritt von Pink Cloud versetzte mich in eine Lähmung, aus der ich mich gewaltsam reißen musste, um in den Mantel zu schlüpfen, die wichtigsten Dinge einzustecken, Skizzenblock, Stifte, Paules Adressbuch, Kreditkarte, und mich auf den Weg zum Bahnhof zu machen.

Als ich mich von Paule verabschiedete, lag sie noch immer wie eine Tote auf dem Bett und starrte an das Stuck-oval der Zimmerdecke, aus dem drei lose Lampendrähte hingen. Blau, braun, grün-gelb gestreift. Rasch zog ich die Tür hinter mir zu und verließ das Haus.

Der Nachtzug nach Paris fuhr erst kurz vor Mitternacht. So setzte ich mich ins Bahnhofsbuffet, aß ein blutiges Steak und bestellte einen halben Liter Dôle dazu. Das erste Glas

leerte ich auf einen Zug, schenkte nach, trank noch einmal aus und spürte, wie sich die Glaswollschicht einer dämmrigen Benommenheit auf meine Panik legte. Ich bestellte mehr Wein, kaute das Fleisch, zog irgendwann den Skizzenblock raus, kritzelte ein paar Nasen und versank in Gleichgültigkeit. Der Kellner hatte Schichtwechsel, Viertel vor zwölf, ich bezahlte und stürzte zum Zug. Im überheizten Waggon hüllte ich mich in meinen Mantel und schlief kurz darauf ein. Mehrmals schreckte ich hoch, als der Zug mit kreischenden Bremsen, sei es an einem Bahnhof, sei es auf offener Strecke, hielt, sich danach zögernd wieder in Bewegung setzte und rasch Fahrt aufnahm. In das Dunkel der Nacht waren ein paar Lichter und grell erleuchtete Bahnsteige gestreut. Der rasende Schub des TGV rieb am stehenden Schwarz der Nacht, Funkenflug vor dem Fenster, zähes Rinnen, schließlich Stillstand der Zeit. Die Spiegelung meines betrunkenen Gesichts im Fenster, dann wieder schwarz.

Frühmorgens trank ich einen hastigen Kaffee in der Gare de l'Est und eilte durch den Sturzregen, den Mantel über dem Kopf, auf ein Taxi zu, an dessen Steuer ein hünenhafter schwarzer Mann saß. Schnell und ohne nachzudenken, begann ich mit dem Fahrer zu sprechen und hielt ihm Paules Adressbuch hin. Er nickte und fuhr los. Ganz Paris glänzte vom Regen. Das Taxi manövrierte durch den Morgenverkehr, passierte den Bogen von La Défense und bog schließlich in eine baumbestandene Vorstadtstraße ein. Ummauerte Villengrundstücke reihten sich lückenlos aneinander. Wir hielten in einer Straße, die wie ausge-

storben dalag. Es hatte aufgehört zu regnen, ein modriger Friedhofsgeschmack hing in der Luft, und zaghaft meldeten sich die Vögel wieder. Ich sah dem Taxi nach, wie es kleiner wurde, blinkte, abbog und verschwand. Vor mir eine efeubewachsene Mauer, ein eisernes Gartentor mit Rosenbogen und, hinter Bäumen versteckt, ein schiefergedecktes mehrstöckiges Haus, das trotz seiner Erker und Türmchen düster und abweisend wirkte. Dunkle Baumkronen, leises Rauschen, Vogelgezwitscher.

Ich gab mir einen Ruck und öffnete das Tor. Geräuschlos schwang es auf und gab den Blick in den Garten frei, wo unter einer Trauerweide ein Fischweiher glitzerte.

Mir schien, ein Mädchen läge bäuchlings auf den sonnenheißen Uferplatten, die schwarzen Pinselzöpfe sind ihm von den Schultern und ins Wasser gerutscht. Das zitternde Spiegelbild seines Gesichts verzerrt sich zur Fratze, wird von einem Goldfisch durchkreuzt, darunter schlängeln in der Tiefe die Seerosen ihre schmierigen Stängel umeinander. Wie Konfetti rieseln Weidenblättchen durch die Thujaluft aufs Wasser und treiben in den Spiegelungen der Wolkenbänder.

»Qui êtes-vous?« Eine hohe, gepresste Stimme. Auf der Freitreppe vor der Villa stand eine Frau mit gewaltigen Brüsten. Die Hände hatte sie in den Taschen ihrer Schürze geballt. Aus den Resten meines Schulfranzösisch klaubte ich zusammen, dass ich gekommen sei, um das Kind abzuholen. Afin de l'emmener. Ein Säugling, un nourrisson, würde vermisst, ich würde ihn wieder zu seiner Mutter bringen, und sei gekommen, um ihn abzuholen. Außer

ihr sei keiner da, die Herrschaften verweist, ich solle verschwinden, war die barsche Antwort. Die Haushälterin ging zurück ins Haus und warf die Eichentür hinter sich ins Schloss. Kurz darauf sah ich sie am Fenster stehen und mich beobachten. Ich ging ein paar Schritte zurück, anstatt jedoch das Grundstück zu verlassen, kauerte ich mich hinter einen Buxbaum und beobachtete nun meinerseits die weiße Schürze, bis sie verschwand. Dann huschte ich zurück und schlich um das Gebäude auf der Suche nach einer unverschlossenen Hintertür oder einem gekippten Kellerfenster. Wer waren die Leute, die hier wohnten? Am Türschild standen nur die Initialen J. B., woher kannte Paule sie und warum überließ sie ihnen das Kind, das sie zuerst nicht, dann unbedingt doch haben wollen? In den anderthalb Jahren, die ich Paule kannte, hatte ich wenig mehr über sie erfahren, als dass sie in den Bergen aufgewachsen war, wo ihre Mutter, zu der sie keinen Kontakt mehr hatte, immer noch lebte. Zu beschäftigt waren wir gewesen mit unseren allnächtlichen Flucht- und Verfolgungsspielen, als dass wir über etwas anderes als uns beide geredet hätten, über das Abenteuer unserer Liebe, die Unstillbarkeit unseres Verlangens. Im Ineinanderstürzen, im Aufruhr der Gegenwart, hatten wir Vergangenheit und Zukunft ausgelöscht.

Türen und Fenster waren fest verschlossen, so sprang ich entschlossen die Freitreppe hinauf und klingelte. Nichts regte sich. Wieder und wieder klingelte ich und nahm zuletzt den Finger nicht mehr vom Knopf, ließ es schrillen, bis sich endlich schlurfende Schritte näherten, ein Schlüs-

sel gedreht wurde und sich die Tür einen Spalt öffnete. Ich warf mich dagegen und stürmte ins Haus. Die Tür prallte gegen die Frau, die taumelte rückwärts, griff hinter sich und sank auf einen Polsterstuhl. Sie schrie und hielt sich die blutende Nase. Ich fand ein Taschentuch und streckte es ihr hin, doch sie wich zurück und schrie weiter. Da legte ich es ihr auf die rot betropfte Schürze und rannte ins Dunkel des Hauses hinein, wo ich das Kind vermutete.

Eine Treppe nach der anderen, mehrere Stufen auf einmal nehmend, sehr leise, auf dickflorigen Läufern, in üppig ausgestaffierte Zimmer. Streifenmustertapeten, pastellfarbene Bettwäsche, Möbel aus nussbraunem Holz. Pantone 4635 C. Penibel aufgeräumt, ohne einen einzigen persönlichen Gegenstand, ohne einen Hinweis auf die Leute, die hier wohnten. Swarovskinippes, perlenbestickte Kissen und eine alabasterbleiche Orchidee im Porzellanübertopf. Kein Geräusch, kein Mensch, kein Hinweis auf Leben. Ein überheiztes Badezimmer, dunkle Fliesen, goldverchromte Armaturen, Schalen mit Blütenblättern, doch kein Geruch. Kataloge von Einrichtungshäusern sehen so aus. Noch ein Schlafzimmer, das in ein schlauchartiges Ankleidezimmer mit meterlangen Schrankwänden mündet, wieder eine Tür ins nächste Schlafzimmer und so fort. Keine Möglichkeit, auf den Flur zurück zu gelangen, um eine Treppe nach unten zu finden. Stattdessen Streublumendekor, Biedermeiermöbel mit gestreiften Bezügen, bodenlange Schabracken an allen Fenstern, und immer blicke ich auf den Garten hinaus und immer auf Trauerweide und Goldfischeich. Am Ende eine Kammer mit Decken und Kissen in Plastikhüllen, mit Überwürfen,

Matratzenschonern, Heizdecken und noch eine Tür. Ein leerer Raum, in dem einzig ein Seidengobelin hängt, auf dem die Szene einer Treibjagd zu sehen ist. Hunde stellen einen Hirsch. Mit verdrehten Augen wirft der Zwölfender Kopf und Geweih nach hinten. Hinter schweren Samtvorhängen sehe ich in den Garten, sehe den Teich, die Weide, doch jetzt eilt da eine gebückte Gestalt über den Kiesweg, ein Bündel im Arm. Lio! Das Fenster lässt sich nicht öffnen, ich schlage mit der flachen Hand an die Scheibe, das stoffgedämpfte Zimmer schluckt meine Verzweiflung, kein Laut scheint die Frau zu erreichen. Ich sehe sie hinter einer Wegbiegung verschwinden. Zimmer für Zimmer, Kammer für Kammer renne ich zurück, renne im Kreis, haste von Raum zu Raum, gelange endlich in einen teppichbelegten Korridor, an dessen Ende eine Treppe nach oben führt, die ich in großen Sprüngen nehme, um in einen weiteren Gang zu kommen, von dem Zimmer abgehen, Büroräume jetzt, und leise rieselt Kaufhausmusik aus unsichtbaren Lautsprechern herab. Ich drücke Klinke um Klinke, doch alle Räume sind verschlossen, komme um eine Ecke in einen anderen Gang und so fort, bis ich am Ende Tageslicht sehe. Ich renne ans Fenster und sehe, dass ich mich nicht wie vermutet im dritten Stock, sondern in der Beletage befinde, und trete, da ein Ausgang nicht zu finden ist, kurzerhand das Fenster ein, schlage mit dem Ärmel über der Faust die Scherben weg und springe hinaus.

Der Kiesweg führte mich hinter Thujahecken, über ein verwildertes Nachbargrundstück, mündete in einen tunnelartig überwucherten Hohlweg, wand sich wie eine Schlange

ins dunkle Grün und endete vor der angemoderten Tür eines Geräteschuppens. Faulender Kompostmoder. Ich klopfte, hämmerte gegen die verschlossene Tür, rüttelte an der Klinke, bis sie herausbrach, trat gegen das faulige Holz, das jedoch nicht nachgab, umkreiste die Hütte, versuchte, durch das staubverschmierte Fenster zu sehen, war drauf und dran, noch eine Scheibe einzuschlagen, als ich die Klappe entdeckte. Ich öffnete sie und kroch hinein. Schwer atmend beschirmte ich die Augen mit der Hand, als könnten sie sich so schneller an die Dunkelheit gewöhnen. Es war feucht und kühl in dem Raum.

Vor einer Truhe oder einem Überseekoffer zeichnete sich der massige Umriss der Frau ab. Sie hatte sich mit dem Rücken zu mir über die Kiste gebeugt. Doch als sie sich jetzt erschrocken aufrichtete, sah ich, dass ihre Hände leer waren. Auf ihrer Oberlippe klebte noch ein Schnurrbart aus getrocknetem Blut. Ich drängte sie beiseite und sah am Boden der Kiste mein Kind liegen. Es lag mit gestreckten Armen und Beinen, herabgezogenen Mundwinkeln, und seine Lider waren zu dicken Spalten zusammengedrückt. Atmete sie nicht? Als ich sie hochheben wollte, schob sich die Dicke dazwischen. Ich roch ihren säuerlichen Putzfrauengeruch.

»Geben Sie mir das Kind. Ich bin sein Vater.« Zum ersten Mal sagte ich es. Sein Vater. Son père. Es klang bizarr. Nach Katholizismus, Rohrstock und dem Rauschen von Ulmenlaub über verwitterten Grabplatten. Die Frau reagierte nicht, sondern versuchte, an das Kind heranzukommen. Ich drängte sie ab, indem ich sie bei den Schultern packte und sie zwang mich anzusehen. Dann

wiederholte ich meine Worte, begann zu erklären, spürte mein Unbehagen, versuchte andere Formulierungen, verhaspelte mich. Paule, meine Frau – wieder so ein Fremdheitsgefühl – hätte weg ... das Kind müsse zum Arzt, extra aus der Schweiz angereist, Nachtzug, TGV, als täte das was zur Sache. Die Frau versuchte, sich mir zu entwenden, wir rangen, während ich immer weiter redete, deutsch jetzt, da mir das Französisch ausgegangen war, und ich den Eindruck hatte, sie könnte mich ohnehin nicht verstehen, wollte es gar nicht, begann ich sie, die sich losgerissen hatte, zu beschimpfen, stieß sie von der Truhe weg, erreichte Lio, fasste eine ihrer kleinen Fäuste, die eiskalt war, hob sie aus dem Durcheinander aus Windeln, Tuben, Schoppenflaschen und Tüchern. Das Kind bewegte sich nicht, es hatte die Augen fest zusammengedrückt.

Die Frau begann mit gellender Stimme um Hilfe zu schreien. Ich weiß nicht, warum ich nicht einfach mit dem Kind weggegangen bin. Stattdessen legte ich es zurück in die Kiste und hielt der Frau den Mund zu.

»Ich bin der Vater.« Als müsste sie es bestätigen, bevor ich mit Lio gehen konnte. »Je suis son père«, und stöhnte wild auf, sie hatte mich in die Hand gebissen. Ich packte sie am Genick und schüttelte sie, um sie zur Besinnung zu bringen oder um sie besinnungslos zu machen, da warf die Dicke mit aller Kraft den Kopf herum, gerade als ich meinen Griff bereits wieder gelockert hatte, sie befreite sich, prallte in der zu heftigen Bewegung zur Seite, schlug mit der Schläfe an einen Balken des Verschlags und taumelte. Ihr schlaffer Körper sank zusammen und rutschte zu Boden. Lio greinte leise.

Ich fasste der Frau in die Halsgrube und bettete sie, als ich den Puls fühlte, auf die Seite. Meine Hand war nass. Die Frau blutete aus dem Ohr. Ich faltete eine Stoffwindel zu einer flachen Kompresse und legte sie der Bewusstlosen unter den Kopf. Ohne einen weiteren Gedanken hüllte ich das Kind in eine funkenschlagende Kunstfaserdecke, presste sie und ein blank geliebtes Häschen an meine Brust und kroch aus dem Verschlag. Ich lief und lief die Hecke entlang, bis ich einen Durchschlupf fand und dahinter eine Holztür in der Mauer, durch die ich auf die Straße hinausgelangte.

Ampeln, Autos, Passanten. Ich stand an einer belebten Durchgangsstraße und winkte ein Taxi heran. Erleichtert sank ich auf den Rücksitz und bat den Fahrer, mich an die Gare de l'Est zu bringen. Als sich unsere Blicke im Rückspiegel trafen, erkannte ich ihn. Übernächtigte Augen mit entzündeten Lidrändern, das bräunlich verfärbte Weiß. Er war so groß, dass sein Schädel fast das Dach des Wagens berührte. Ich sah seine Wangenmuskeln spielen und lächelte ebenfalls. Behutsam legte ich Lio neben mich auf den Sitz, schlug die knisternde Kunstfaserdecke auseinander und betrachtete sie genau. Sie schien dünner als bei Paules Abreise vor zehn Tagen, schwächer und war ausgekühlt, ansonsten unversehrt. Ihr schwarzer Haarschopf war verklebt, der schmutzige Strampelanzug roch nach saurer Milch und Erbrochenem. Noch immer hatte sie die Augen geschlossen, machte jedoch mit den Armen ein paar fahrigere Bewegungen. Ich wickelte sie wieder in die Decke, schlug meinen Mantel darüber und wies den Fahrer an, uns zu einem Kaufhaus zu bringen. Unsere

Blicke begegneten sich wieder, etwas schimmerte in seinen Augen, und da ich es weder Mitgefühl noch Solidarität noch Spott oder Ironie nennen konnte, sah ich aus dem Fenster in den Regentag. Noch spürte ich, wie mein Kopf ins Polster sank, dann nichts mehr.

Leises Ticken, schneller als eine Uhr. Das Taxi stand vor einem Einkaufszentrum, und der Taxameter zählte meinen Schlaf. Vor mir, stumm wie ein Berg, der schwarze Mann. Lio schlief in meinem Arm. Vorsichtig fischte ich das Portemonnaie aus dem Mantel und gab dem Fahrer, als wollte ich mich loskaufen von seiner Mitwisserschaft, den doppelten Betrag.

Da war dieselbe Musik wie in den Korridoren der Villa. Auf der Rolltreppe in den siebten Stock leuchtete, glitzerte, duftete und dudelte es wie schwirrende Insekten um meinen Kopf. Vor den übervollen Regalen mit Babyzubehör wurde ich augenblicklich von beflissenen Verkäuferinnen gestellt, auf deren rot und orange gemusterten Uniformen der Schriftzug des Kaufhauses prangte. Sie reichten das Kind herum, flöteten mehrstimmig und versorgten mich mit Windeln, Feuchttüchern, Strampelanzug, Babyhäubchen, Rassel, Schnuller, Kapuzenjäckchen, Fläschchen, Milchpulver, Kram und Zeug, von dem ich bislang nichts gehant hatte. Vor der Damentoilette, auf deren Tür das Piktogramm eines Babys mit halb umgeschlagener Windel prangte, wartete ich, bis ich sie leer vermutete, und trat ein. Ich zog dem Kind die neuen Sachen an und schmiss das dreckige Zeug bis auf das Häschen, das noch aus Paules Kinderzeit stammte, in den Mülleimer. Auf dem Weg in

die Cafeteria achtete ich darauf, nicht wieder in das Jagdrevier des kleinen Verkäuferinnenschwarms zu geraten, setzte mich an einen der vielen leeren Tische und bestellte heißes Wasser und ein Bier. Ich schüttelte das Fläschchen mit dem Pulver, bis sich eine dickliche Milch gebildet hatte, doch als ich sie Lio gab, weinte sie, und dicke Tropfen rollten aus ihren Augenwinkeln. Ich wiegte sie an meiner Schulter und brummte ein wenig, doch sie weinte weiter, schluchzte laut, mir lief der Schweiß über den Rücken. Als ich den Kellner sah, bestellte ich stilles Wasser, mit dem ich die Milch verdünnte, bis sie abgekühlt war.

Lio trank ächzend, dann schmatzend. Ich grub Zigaretten und Feuerzeug aus der Tasche, klaubte mit den Zähnen eine Kippe aus der Packung, zündete sie an und rauchte. Lio trank. Und schlief.

Als wir in Genf umstiegen, öffnete sie zum ersten Mal die Augen. Sie waren von einem unbestimmten bleifarbenen Grau, mein Blick fiel in ihren, bis er auf einen Widerstand traf. Splitternd brach etwas: Flockensturm in der Schneekugel meines Herzens, winzige Scherben darin.

Mit dem Kind unter dem Mantel tappte ich spätabends durchs Treppenhaus. Kindergeschrei bei Alice im Parterre, auf der Fußmatte vor unserer Wohnung ein Zettel von Frau Niederlin, mit der Aufforderung, die Wäsche im Trockenkeller abzuhängen, dann der ploppende Laut, als im Treppenhaus das Licht erlosch. Auch in der Wohnung war es dunkel, nur am Anrufbeantworter leuchtete es rot, und die Stimme der Automatenfrau meldete: Keine ... neue ... Nachricht. Schnell ging ich in Schuhen und Mantel durch

die verwaisten Räume. Das Kind ans Herz gepresst, spürte ich einen Druck aufsteigen, eine Verhärtung in der Kehle und dass in meiner Brust etwas auslief. Dann die Gewissheit der Leere. Paule war weg.

Später hockte ich neben dem Korbwagen mit dem schlafenden Kind und horchte in die nächtliche Wohnung. Gefühl, es werde etwas Unkontrollierbares geschehen, Gefühl, an einer Schwelle zu stehen, hinter der das Nichts war. Gefühl, in ein Vakuum gesogen zu werden. Ich ging in die Küche und öffnete ein Bier. Nach der dritten Flasche schob ich den Korbwagen neben mein Bett, zog mich im Dunkeln aus und sackte in einen traumlosen Schlaf. Gegen vier brabbelte mich das Kind wach. Wie elektrisiert sprang ich aus dem Bett, lief durch alle Zimmer und fand sie leer. Nachdem das Kind sein Fläschchen getrunken hatte, schliefen wir beide wieder ein. Paule würde zurückkommen. Morgen Vormittag. Unbekümmert und ein wenig fahrig würde sie reinkommen, mit einer Tüte Croissants in der Hand und der Zeitung unter dem Arm.

3 Ein dünnes Stück Karton, blaugrünweiß bedruckt, fällt ins Dunkel eines Blechkastens, stößt auf weiße Papiere und große Umschläge, hellbraun wie die Haut junger Mädchen nach den Sommerferien. Büttchen, gefaltet und in flüsternd Seidiges gesteckt, Getipptes hinter nüchternen Adressfenstern, auf das anderes, mit bunten Marken Beklebt folgt und die Karte zudeckt. Sie wartet, mit allen aufgeweichten, dann getrockneten, mit Leim verpressten Holzfasern, in der Finsternis des Briefkastens, bis sich am Abend ein kleiner Wagen mit stotterndem Motor über die Landstraße windet, auf den Kasten zu. Das Motorengeräusch erstickt, leises Knacken der erkaltenden Kühlerhaube, jetzt schlägt eine Tür, Schritte nähern sich, ein Klingeln, als der Vierkantschlüssel eingesteckt wird, dann ein Klacken und Schieben, der Blechboden klappt nach unten, und alles stürzt vom Dunkel des Kastens in das Dunkel des Sacks, der jetzt gerüttelt, gelöst und geschlossen wird. Der Sack fliegt in den lauen Dunst aus Benzinabgasen und kaltem Zigarettenrauch, der Anlasser spuckt zweimal, bevor der Wagen weiterfährt. Die Karte Blaugrünweiß ist auf den Weg gebracht.

*LIEBE LIO. HIER LEBE ICH NUN. DAS ESSEN
SCHMECKT MIR NICHT, DOCH DIE FREMDE
SPRACHE LERNE ICH SCHNELL.
GLÜCKWUNSCH ZUM GEBURTSTAG. P*

Wie einen Wasserkopf läßt das P seine Buchtung weit nach hinten aus. Das Blaugrünweiß rüttelt sich weiter in die Tiefe des Sacks, wo es in stickiger Enge liegt, bis das Auto bremst und ruckend wieder beschleunigt, sodass es noch ein wenig tiefer sinkt. Und liegen bleibt.

Polterndes Holpern, eine Plastikwanne setzt sich in Bewegung und in ihr Blaugrünweiß und all die andere Post. Hände greifen danach und knallen das schwarz gefärbte Metall eines Stempels in eine der Ecken, es folgt der Flug in einen Rupfensack, der jetzt geworfen und gefahren wird. Kalte Frühlingsluft dringt durch das grobe Sackgewebe, er plumpst in eine Ecke, andre fallen auf ihn drauf. Pfeif- und Rangiergeräusche, das rumpelnde Schließen einer Schiebetür, das grelle Klingen des Metallriegels, ruckend setzt sich der Waggon in Bewegung. Blaugrünweiß liegt tief im Inneren, wird tausend Kilometer weit befördert.

4 Jukebox, Tischfußball, Discokugel und ein einarmiger Bandit. Nach über einem Jahr in Zürich fragte Max mich, ob wir noch eins ziehen gehen sollten nach der Arbeit. Wir begannen in der Kneipe neben der Redaktion und sofften uns durch den Chreis Cheib, das frühere Arbeiterviertel, bis wir in einer Spelunke auf der Langstraße landeten. Drei Hells Angels in Lederkluft forderten uns heraus, und nach dem dritten Bier stimmten wir einer Partie Tischfußball zu. Ein ums andere Mal verloren wir, ein ums andere Mal mussten wir den Rockern Bier ausgeben, wobei wir uns abwechselten, bis wir beide blank waren und Max sich auf die Suche nach einem Geldautomaten machte, während ich in der Spelunke auf ihn wartete. Da stand auf einmal sie in der Tür und blickte um sich, als suchte sie jemanden. Ihre schwarzen Zöpfe glänzten wie abgerollte Lakritzschnecken und waren ebenso dünn. Sie trug ein eng anliegendes schwarzes T-Shirt mit einem Loch am Ärmel und einen kurzen weißen Rock, durch dessen Stoff das Etikett mit der Waschanleitung schimmerte, direkt über dem Hintern. Dazu schwarze Stoffschuhe mit dicken Gummisohlen. Sie stellte sich an die Bar und bestellte ein Bier.

Rugeli, Kübel, Becher. Woran man eine Arbeiterkneipe erkennen könne, fragte Max mich, nachdem er zurückgekommen war. Weitere Biergläser neben der überall erhältlichen Stange, erklärte er, ohne eine Antwort abzuwarten,

und daran, dass auch aus Flaschen getrunken würde. Um ihn zum Schweigen zu bringen, ging ich zur Jukebox und suchte lange, bevor ich mich entschied. Als ich zurückkam, stand sie an unserem Tisch und fragte, wozu die ganze Gläserwirtschaft, wenn man auch aus der Flasche trinken könne, das sei sowieso die einzig bodenständige Art, sein Bier zu trinken, und, mit einem schnellen Blick auf mich, die basisdemokratische Variante sozusagen. Sie lachte mit einem großen Mund, in dem zu viele Zähne steckten, hob die Flasche und prostete uns zu. *The devil made me do it, do it, do it.* Dann klemmte sie sich neben Max auf die Bank, schlang ihren dünnen Arm um seinen Hals und flüsterte etwas in sein Ohr. *The devil made me trip and fall.* Eine Welle überrollte mich, und ich wusste, dass ich sie haben wollte. Begierde, Eifersucht, Konkurrenz, der Wunsch, endlich dazuzugehören – es war eine Mischung aus allem. Ich hatte nie Probleme mit Freundschaften gehabt, doch hier fühlte ich mich ständig, als hätte ich einen Ausschlag im Gesicht. Mein Grafikdesignstudium langweilte mich. Ich wollte Comics zeichnen, doch dafür gab es keine Ausbildung. So hatte ich mich in die Werbegrafik verirrt und war mit allem unzufrieden, bis auf meinen Job bei der Postille, einem alternativen Wochenblatt, für das ich Karikaturen zeichnete und dessen einziger Redakteur Max war. Daneben gab es Heini, den Gründer und Inhaber des Blatts, sowie Frau Rüdüsüli, die sich stundenweise um die Buchhaltung kümmerte. Paule, so hieß das Mädchen, hatte vor meiner Zeit den Server in der Redaktion eingerichtet, bis sie sich einen Job suchen musste, der Geld abwarf, um ihr Informatikstudium an der ETH zu finanzieren.

»Wanderst du?«, fragte sie und sah mich zum ersten Mal offen an. Ich betrachtete den Boden meines leeren Glases und nickte vage. Wie das rein technisch zu bewerkstelligen sei, Sex in einem Biwak in der Eiger-Nordwand zu haben, fragte sie. Was möglich wäre, was nicht. Bewegungen, Handgriffe, Stellungen. Pearl Jam jetzt. *Knockin' on Heaven's Door*. Max und Paule fachsimpelten über das Bergsteigen. Ausrüstung, Gipfel, Touren. Ich winkte einer Kellnerin mit schwarz bemalten Augen und einem unordentlichen blonden Gesteck auf dem Kopf.

»Kletterst du?«, fragte Paule weiter und freute sich über meine Verlegenheit. Ich schüttelte den Kopf. Sie legte mir ihre Hand auf den Schenkel, die warm war und erstaunlich groß.

An diesem heißen Juniabend hatte die Achterbahnfahrt begonnen. Noch ging es schleppend bergauf, doch bald würden wir den Kippunkt erreicht haben und das Gefährt nach einem Augenblick der Schweben in ohrenrauschender Fahrt hinunter mehr fallen als fahren, wobei wir einander verloren und mir nicht nur Paule, sondern nach und nach mein ganzes Leben entglitt, zersprengt wurde, und ich alles aufgab, mich der Sturzfahrt ins Nichts überließ. Damals dachte ich noch, dass wir alles in der Hand hätten, doch heute weiß ich, dass ich die Möglichkeit, etwas zu halten und zu gestalten, im Grunde nie gehabt habe. Dass keiner sie hatte. Auch Paule nicht.

Sie gefiel mir nicht besonders. Aber als sie später am Fußballtisch neben mir stand und mit fliegenden Händen die Griffe drehte, roch ich sie zum ersten Mal, und wusste,

dass ich mit ihr schlafen wollte, dass wir uns lieben würden und dass ich nicht mehr loskommen würde von ihr. Sie spielte mit viel Körpereinsatz und wenig Effekt, sodass wir weiterhin verloren und den Motorradfahrern Bier ausgeben mussten. Wieder ging uns das Geld aus, und so beschlossen wir zu gehen. Die Kneipe war voller Leute, und im Gedränge ließ Paule ihre Hand über meine Hüfte abwärts gleiten und auf dem Hintern liegen. Bis wir auf der Straße standen, hatte sie ihn gründlich betastet.

Rotes und rosa Blinken in den Schaufenstern, Frauen in überhohen Stiefeln, gehetzte Junkies und wachsame Dealer, die, ihren Sugar-Coki-Sugar-Coki-Sermon murmelnd, scheinbar zielstrebig die Straße hinuntereilten, bevor sie in bläulich ausgeleuchteten Hofeinfahrten einen hastigen Verkauf abwickelten. Eintöniges Stampfen der House Music aus offenen Autos, Männer einzeln und in Gruppen drängten sich an uns vorbei, taxierte Paule, bevor sie in der nächsten Bar oder im nächsten Sexclub verschwanden. Paule streckte mir zum Abschied die Hand hin und lachte wieder mit den vielen Zähnen. Ihre weit auseinanderstehenden grauen Augen schlossen sich, schön nach allgemeiner Auffassung war sie nicht, nicht einmal nach meiner, und doch zitterten mir die Knie und ich war froh, dass wir noch nicht beim dreimaligen Wangenküssen, dem Ritterschlag der Zugehörigkeit, angelangt waren, dass ich ihren Geruch nicht noch einmal einatmen musste.

Sie schwang sich auf ihr Rennrad, dass der weiße Rock hochflog und der schwarze Spickel ihres Höschens zu sehen war. Tief über den Lenker gebeugt, schlängelte sie

sich zwischen den Autos der Freier hindurch. Ich sah die festen Muskeln ihrer Waden sich bewegen.

»Doch ja, ich wandre gern«, rief ich ihr nach, und ohne sich noch einmal umzudrehen, hob sie die Faust mit hochgerecktem Daumen. Ein Augenblick der Verlorenheit, bevor Max mich in die Seite puffte, »was jetzt?«, und wir beschlossen, Geld zu ziehen und noch was zu trinken, der Zweiunddreißiger am Limmatplatz fuhr eh nicht mehr.

Am darauffolgenden Montag in der Redaktion begegneten Max und ich uns, als wäre nichts geschehen, keiner von uns erwähnte Paule, und so sah ich sie nicht wieder. Manchmal dachte ich an sie, genau genommen ziemlich oft, und dann geriet ich in einen unruhigen Zustand aus Euphorie und Panik, ein Gehetztsein, das ich für Geilheit hielt, es war aber Verliebtheit, auf jeden Fall extrem aufreibend. Auch deshalb fragte ich Max nicht weiter nach ihr, sondern beschränkte mich aufs Sachliche, auf die Arbeit an der nächsten Ausgabe der Postille. Die Verkaufszahlen waren eingebrochen, die Abonnements weggeschmolzen. Die Rüdüsüli schreckte uns mit der Nachricht auf, dass der Hauptsponsor, eine Limonadenfirma in der Westschweiz, das Budget um zwei Drittel gekürzt hatte und prognostizierte dem Blatt eine düstere Zukunft, es sei denn, wir fänden einen Aufmacher, der uns rettete und neue Sponsoren bringen würde. Erst vor wenigen Monaten war die offene Drogenszene auf dem Platzspitz vom Statthalter in einem autokratischen Akt geschlossen worden, und die Szene hatte sich in die Nähe der Redaktion auf den stillgelegten Bahnhof Letten verlagert, wo ich abends die Kleindealer

mit ihren Einkaufswagen am Limmatufer entlangrennen sah auf der Flucht vor der Polizei. Süchtige standen herum und verkauften sich für den nächsten Schuss, andere stocherten sich mit heruntergelassenen Hosen, auf dem Boden liegend oder im Gras kauend, mit der Spritze in den Leisten oder der Halsgrube herum. Das Thema war durch. Fürs Erste. So beschäftigten wir uns mit der abflauenden Europabegeisterung, die später in einem Desaster für Politik und Wirtschaft enden sollte, als das Stimmvolk den Beitritt zum EWR mit hauchdünner Mehrheit ablehnte. Katerstimmung im Land. Die Schweizerische Volkspartei sollte in kurzer Zeit zur stärksten politischen Kraft werden, und sie brachte die Stimmberechtigten dazu, nicht nur die Teilnahme an den Blauhelmaktionen der UNO abzulehnen, sondern immer wieder auch für die Verschärfung der Asyl- und Ausländergesetze bis hin zum Verbot neuer Minarette zu stimmen. Plakate tauchten auf, die Messerstecher aus dem Kosovo zeigten und zu Krallen gekrümmte Hände, die gierig in eine Kiste voller Schweizer Pässe griffen, schreiende Schreckgestalten, die vor dem Schengenraum warnten, weiße Schafe, die ein schwarzes mit Hufritten aus der Schweiz beförderten.

Um dem schleichenden Gefühl des Eingeschlossen-seins zu entkommen, um Paule aus dem Kopf zu kriegen, arbeitete ich am Skript für meinen neuen Comic und fuhr nach Brüssel, um ein paar Leute zu treffen, die ich im Januar beim Comicsalon in Angoulême kennengelernt hatte. Als ich nach ein paar Wochen in die Schweiz zurückkam, war Max stinksauer, weil er und Heini das Sommerheft allein hatten fertigstellen müssen. Ich ließ



Beate Rothmaier

Atmen, bis die Flut kommt

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 400 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-421-04495-2

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: August 2013

Ein Roman über das Anderssein und die Suche nach einem neuen Platz im Leben – fesselnd und einfühlsam erzählt

Konrad ist Comiczeichner mit ersten Erfolgen und großen Plänen. Da tritt Paule mit ihrem irrlichternden Wesen in sein Leben, das ihn fasziniert und ihm dennoch unergründlich bleibt. Als sie das gemeinsame Kind geboren hat, verschwindet sie und lässt Konrad mit Lio allein. Jetzt ist alles anders: für Konrad, der sich in seinem neuen Leben zurechtfinden muss, und für Lio, die nicht wie andere Kinder ist. Ein Alltag zwischen Windeln und Fläschchen, Arztbesuchen, geplatzten Aufträgen, durchwachten Nächten, Liebeshunger und Geldsorgen. Jahrelang kämpft Konrad sich durch die Absurditäten des täglichen Lebens. Auf einer Reise ans Meer will er der Überforderung ein Ende machen und seine Freiheit zurückgewinnen, doch es kommt alles anders als geplant ...

»Atmen, bis die Flut kommt ist« ein eindringlicher Roman über eine außergewöhnliche, alles infrage stellende Beziehung zwischen Tochter und Vater. Beate Rothmaier schreibt tiefenscharf, entwarfend schonungslos, dabei nie sentimental, mit großer Klarsicht und feiner Ironie.